

FEST

DER

FOLGENLOSIGKEIT

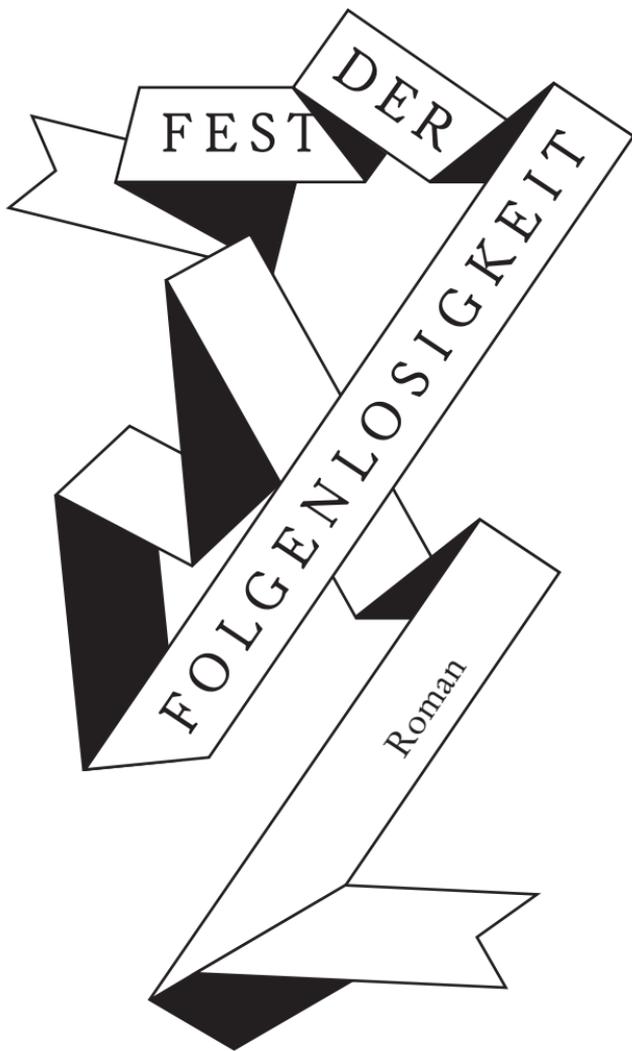
Friedrich
von Borries

suhrkamp nova

Roman

suhrkamp nova

Friedrich von Borries



Suhrkamp

Erste Auflage 2021
suhrkamp taschenbuch 5161
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2021
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

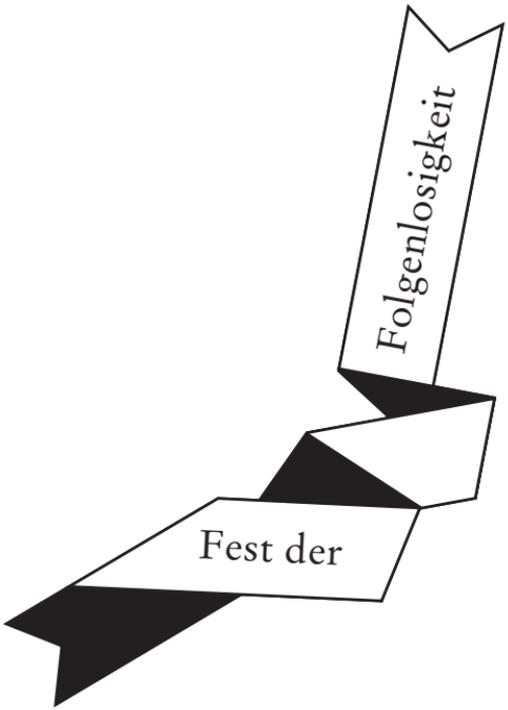
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagbild und -gestaltung: Ingo Offermanns
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47161-6



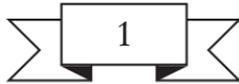
Fest der

Folgenlosigkeit

Kann Folgenlosigkeit ein Ideal sein, wie Freiheit,
Gleichheit, Gerechtigkeit – unerreichbar, aber
doch erstrebenswert? Oder muss das Denken
über Folgenlosigkeit selber folgenlos bleiben?
Issa

Die Ästhetik des Unterlassens: Das Nicht-tun
wird zur wichtigsten Handlung.
Bazon Brock

Lose, Lose, Lose – Leute, kauft euch
Folgenlose! Hier könnt ihr gewinnen: keine
Klimaerwärmung, keine Ungerechtigkeit,
Zero-Emission und als Hauptgewinn: kein
Weltuntergang. Macht mit bei der großen
Folgenlos-Tombola und gewinnt: NICHTS!!!
Hannes von Coler



*John sitzt am Lagerfeuer;
Anka verdrängt ihre Erinnerungen;
ich führe Adler und Drache ein*

John hielt einen Ast ins Feuer und steckte sich eine Zigarette an. »Die werden versuchen, uns hier rauszukriegen. Und dann werden sie alles zerstören, damit wir nicht wiederkommen.«

Er blickte in die Runde. Die meisten kannte er, denn sie waren schon lange im Wald. Drei Neuankömmlinge, die er noch nicht kannte. Und die Frau, die die Presse machte. Er hatte schon öfter mit ihr gesprochen, aber ihren Namen vergessen.

John war nicht von Anfang an dabei gewesen, sondern erst vor einem Jahr zu den Waldbesetzern gestoßen. Vor drei Jahren hatte eine kleine Gruppe radikaler Umweltschützer den Wald in der Nähe von Goldbach, einem kleinen Dörfchen in der Lausitz, besetzt, was auch immer besetzen heißen mag, aber so nannten sie das, in Anlehnung an die Berliner Hausbesetzerszene, in der einige der Älteren aus der Gruppe früher aktiv gewesen waren. Sie waren im Wald, um, wie sie sagten, als lebende Schutzschilde die Bäume vor dem angrenzenden Tagebau zu schützen. Sie hatten Baumhäuser gebaut, dann Seilbrücken und Plattformen zwischen den Bäumen.

»Der Wald ist keine Goldgrube« war ihr Slogan, später kamen noch »Gold ist für alle da« und »Goldi bleibt« dazu. »Goldi bleibt« wurde schließlich zum Namen der Bewegung. Mit Unterstützung von Sympathisanten hatten sie eine Webseite aufgebaut. Auch in den sozialen Medien war »Goldi bleibt« aktiv: Die Waldbesetzer posteten Bilder ihrer Baum-

häuser, berichteten von den Übergriffen der Polizei und baten um Sachspenden – Baumaterialien, Decken, Schlafsäcke, Essen. Mit der Zeit wuchs ein Unterstützerkreis, und mehr und mehr Umweltschützer kamen in den Wald. So war in den letzten drei Jahren eine Vielzahl von Baumhäusern entstanden, regelrechte kleine Siedlungen, die Fantasienamen wie Peacetown und Anarcho-Village trugen.

Insgesamt hundert Baumhäuser gab es, in denen rund 300 Menschen wohnten, im Sommer mehr als im Winter. Jetzt, zu Beginn des Frühlings, füllte der Wald sich wieder. Jede Siedlung hatte einen eigenen Charakter. Es gab eine mit Stacheldraht geschützte kleine Trutzburg, in der die Anarchos hausten, es gab die mehrstöckigen Konstruktionen der Hippiekommunen, mit großen, offenen Balkonen, Schrebergartenhütten auf Bäumen, in denen Familien mit kleinen Kindern wohnten, und es gab eine Gruppe von Baumhäusern, die nur Frauen offenstanden. Manche Besetzer hießen Besucher willkommen, zeigten ihnen den Wald, andere schotteten sich ab. Jede Gruppe organisierte sich selbst und gab sich eigene Regeln. Im Wald war ein kleines anarchisches Paradies entstanden, eine bunte Mischung sehr unterschiedlicher Menschen, die Autonome aus ganz Europa genauso anzog wie Öko-Aktivisten und Aussteiger aus der Region.

Diese Geschichte hat mit Nachhaltigkeit und Ökologie zu tun, mit Kapitalismus und mit Protest und natürlich auch mit Kunst; einer Kunst der Folgenlosigkeit, der Kunst, Dinge einfach sein zu lassen – und der Fähigkeit, zu wissen, wann Handeln dennoch nötig ist. Ich will von Menschen erzählen, die versuchen, ein möglichst folgenloses Leben zu führen, was auch immer das ist. Und von denen, die sich dagegen wehren.

Dafür brauche ich Protagonisten, die unterschiedliche Ent-

wicklungen durchlaufen, in Konflikte mit sich selbst und miteinander geraten. Lisa und Florian, John und Bernd, Cornelia und Issa – und viele mehr.

Ich bin weder John noch Florian oder sonst jemand in diesem Roman. Ihre Erlebnisse sind nicht die meinen und meine nicht die ihren. Ob sie den Adler und den Drachen kennen, weiß ich nicht. Aber mich verbindet eine – schmerzhaft – Erfahrung mit den Figuren dieses Romans: das Scheitern. Lange habe ich geglaubt, einen Beitrag zur Verbesserung unserer Gesellschaft leisten zu können. Besonders erfolgreich bin ich dabei bislang nicht gewesen.

Zwei Regeln galten im ganzen Wald: Fremden nicht das Gesicht zeigen und niemandem, wirklich niemandem seinen echten Namen verraten. Wann immer möglich, Kapuze runterziehen, besser noch: Sturmhaube oder Strumpfmaske auf. Das, so die Überzeugung der Waldbewohner, schützte alle, denn wessen Namen man nicht kennt, dessen Namen kann man nicht verraten. Schließlich waren sie nicht ohne Grund hier im Wald. Sie führten einen Kampf, einen Kampf gegen einen übermächtigen Feind. Und sie hatten ein Ziel.

Der Feind war NEO, der große Energieversorger, und Ziel des Kampfes war, die drohende Rodung des Waldes am Goldbach zu verhindern. Etliche Gerichtsprozesse hatte es gegeben, diverse vom Aussterben bedrohte Tierarten wurden angeführt, um die Rodung zu verhindern, aber NEO hielt sich nicht immer an die Vorgaben, schaffte Tatsachen, indem bei Nacht und Nebel Waldstücke gerodet wurden. Und deshalb hatten die Waldbewohner die Baumhäuser gebaut, um vor Ort zu sein, aufzupassen, Widerstand zu leisten.

Natürlich war NEO nicht der einzige Feind. Die Verantwortung für illegale Rodungen schob der Stromerzeuger sei-

nen Subunternehmen zu, und einer der wichtigsten Akteure dabei war RMW. Die Firma produzierte nicht nur die gigantischen Schaufelradbagger, mit denen die Kohle abgebaut wurde, sondern stellte auch die Sicherheitsleute – die Sekis, wie sie von den Waldbewohnern genannt wurden. Und dann war da natürlich noch die Polizei, die ab und an im Wald auftauchte. Diese übermächtige Phalanx an Feinden und das übergeordnete Ziel einten die Bewohner, je stärker der Druck von außen, desto größer das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Immer wieder kam es zu Konflikten. Die Waldbesetzer sabotierten den Tagebau, blockierten die Bagger und bewarfen die Autos der Sekis mit Steinen. Die Sekis griffen Waldbewohner auf und übergaben sie der Polizei, mit der Begründung, sie hätten unerlaubt das Gelände von NEO betreten. Anzeigen wegen Haus- und Landfriedensbruch waren die Folge.

John zeigte mit seinem Arm auf die zwanzig Baumhäuser, die sich im Wald rings um das Lagerfeuer verteilten. »Das wird alles zerstört werden. Und alle anderen Siedlungen auch. Es sei denn, wir kämpfen. Wir müssen uns endlich richtig zur Wehr setzen. Ich kenne die. Die sind nicht kompromissbereit.«

»Woher kennst du die denn?«, fragte die Pressefrau.

Anka war eine der Wochenendaktivisten. Unter der Woche ging sie einem »bürgerlichen« Leben nach, von Freitagnachmittag bis Sonntagabend war sie im Wald, um hier die Welt zu retten. Viele der vor allem älteren Unterstützer schliefen nicht im Wald, schon allein, weil das Klettern in die Baumhäuser anstrengend und für den Gleichgewichtssinn herausfordernd war. Außerdem vermissten manche, die über Jahre einen gewissen Komfort gewohnt waren, dann doch recht schnell die Toilette, das fließende Wasser, den Stromanschluss. John mochte die Teilzeitbesetzer nicht, aber er wusste, dass die

Bewegung Menschen wie sie brauchte, weil sie eine wichtige Brücke waren, eine Verbindung zur Welt da draußen.

»Mein Vater arbeitet da«, antwortete er, »ich bin damit groß geworden.«

Einige in der Runde schauten erstaunt auf.

»Dein Vater arbeitet bei NEO?«, fragte einer der Neuen, die John noch nicht kannten.

»Hey, keine Namen, keine Strukturen«, rief ein anderer dazwischen.

»Dann machst du hier jetzt so einen familiären Protest? Spätpubertäre Ablösung, oder was?«, fragte die Frau.

John betrachtete sie eingehender. »Wie heißt du nochmal?«, fragte er sie.

»Anka, das weißt du doch. Du bist John, wir hatten schon miteinander zu tun.«

»Ich merk mir keine Namen. Sorry. Wie bist du hier gelandet?«

Sie warf einen Stock ins Feuer. »Ich würde mal sagen: soziale Verantwortung. Kann ja so nicht weitergehen. Und ihr alleine«, sie schaute in die Runde, »ihr alleine schafft das nicht. Nur Abenteuercamp reicht nicht.«

John schüttelte den Kopf. Innerhalb der Bewegung gab es Streit über den richtigen Weg. Manche setzten auf Kooperation, versuchten, die Menschen in den umliegenden Dörfern für gemeinsame Aktionen gegen die Rodungen zu gewinnen, setzten auf ein Einlenken seitens NEO. Andere glaubten, dass das nur einen kurzfristigen Erfolg bringe, mediale Sichtbarkeit, die dann wieder verpuffte. Sie sahen den Wald als Keimzelle für einen viel grundlegenderen Widerstand. Auch John hatte die Hoffnung aufgegeben, mit NEO eine friedliche Einigung zu erzielen. Er glaubte, dass es zu einer Lösung nur durch einen gewaltsamen Konflikt kommen konnte – den die

Waldbesetzer zwar verlieren würden, bei dem sie aber NEO oder wenigstens RMW mit in den Abgrund reißen würden. Auf jeden Fall würden sie ein Zeichen setzen, das andere ermutigte, den Weg des Widerstands weiterzugehen. Er war sich sicher, dass die nächste Eskalationsstufe kurz bevorstand; ihm war aufgefallen, dass in den letzten Wochen immer mehr Polizisten am Waldrand aufgetaucht waren, nicht um die Besetzer zu kontrollieren, sondern um das Gelände zu sondieren.

Die Art, wie John sprach, erinnerte Anka an jemanden, Bilder kamen hoch, die sie nicht einordnen konnte. Sie schob die aufkommenden Erinnerungsfetzen schnell beiseite und konzentrierte sich auf den Inhalt von Johns Worten. Seine Analyse stimmte. Die lokale Bevölkerung war gespalten. Ein Teil unterstützte die Besetzer, es gab Solidaritätsdemos und Leute, die Essen und Getränke brachten, Baumaterialien abladen oder manchmal auch ganz praktisch mitbauten. Es hatte Demos mit mehr als 20 000 Teilnehmern gegeben, die friedlich durch den Wald liefen, um gegen dessen Zerstörung zu demonstrieren. Aber es gab auch andere Stimmen. NEO war der größte Arbeitgeber in der Region, RMW der zweitgrößte, und viele fürchteten um die Arbeitsplätze, die verloren gingen, falls der Tagebau eingestellt werden sollte.

John sog an seiner Zigarette und schnippte die Asche ins Feuer. »Wir müssen Barrikaden bauen. Damit die Bullen nicht mit ihren Räumfahrzeugen reinkommen. Große Barrikaden.«

Barrikaden, Symbole des Aufstands. Seit Jahren beschäftigte John sich mit diesem Thema. Paris 1830, Julirevolution, Aufstand der Machtlosen. Sie füllten Fässer mit Erde, türmten sie übereinander, um sich vor den Kugeln des Militärs zu schützen. Architekturen des Widerstands. Er hatte die Bar-

rikaden, die er im Wald bauen wollte, genau im Kopf, sogar schon erste Zeichnungen angefertigt. Seit Tagen zog er durch den Wald, um mit den verschiedenen Gruppierungen der Waldbewohner zu reden. Sie waren nicht hierarchisch organisiert. Vieles passierte spontan. Aber Spontaneität, dachte John, kann man steuern, wenn man eine kritische Masse an Mitstreitern hat. Wenn ich aus jeder Siedlung nur zehn Leute begeistere, dann reicht das. Wenn wir gemeinsam anfangen, Barrikaden zu bauen, entfaltet sich eine Dynamik, die alle mitreißt. An jedem Zufahrtsweg in den Wald wollte John große Sicherungsarchitekturen bauen, aus alten umgefallenen Bäumen, die hier zuhauf rumlagen, aus Europaletten und natürlich auch aus Stacheldraht.

»Wenn wir uns nicht verteidigen, reißen die Bullen alle Baumhäuser in einer Nacht ab. Dann kommt am nächsten Tag die Presse, und alles ist weg. Wenn es uns gelingt, einen Angriff so rauszuzögern, dass es zwei, drei Tage dauert, dann haben wir eine Chance. Bilder von brennenden Barrikaden. Bilder von Menschen, die sich an Bäume ketten. Bilder von Bullen, die junge Waldbewohnerinnen schlagen. Wir brauchen hässliche Bilder von der Polizei, dann ist die öffentliche Stimmung auf unserer Seite, und die Polizei muss wieder abziehen. Asymmetrische Kriegsführung. Oder, Anka, so läuft das doch?«, brüllte John.

Am Lagerfeuer wurde es still. John sah Anka herausfordernd an. Erinnerungen an Gewalt und Ohnmacht, an Verzweiflung und Angst kamen in ihr hoch. Und plötzlich brach es aus ihr heraus. »Nein«, schrie sie, »so ist es nicht.«



*Florian und Lisa lernen sich im Zug kennen;
sie zeigt ihm ihren »geheimen Wald«*

Florian war auf dem Weg nach Cottbus. Ein Termin bei der Europäischen Agentur für Umweltgestaltung, einer Einrichtung der EU, die der Diskussion um Nachhaltigkeit, Umweltschutz und Klimawandel eine neue Richtung geben sollte. Oder, wie es auf der Webseite der Agentur stand: »Wir müssen Umwelt nicht nur schützen, sondern auch neu gestalten.« Schwerpunkt waren dabei die ästhetischen Fragen, die sich bei der Renaturierung von Industriebrachen und Tagebaulandschaften, beim Rückbau von Atomkraftwerken, bei der Errichtung von neuen Hochwasserschutzanlagen, Solarparks und Windkraftanlagen (an Land genauso wie offshore), aber auch bei der Einlagerung von CO₂ stellten. Die wissenschaftliche Erforschung und technische Entwicklung derartiger Maßnahmen war die Aufgabe anderer Einrichtungen, bei der AFED, wie die Agentur ihrem englischen Namen Agency for Environmental Design entsprechend abgekürzt wurde, wurden die technischen und ökonomischen Aspekte zusammengeführt und mit der ästhetischen Dimension verknüpft: Wie sieht die vom Menschen gestaltete Umwelt der Zukunft aus? Man hätte dieses Thema für eine Nischenproblematik halten können, aber die EU-Kommission war zu der Ansicht gekommen, dass genau diese Frage erheblich zur Akzeptanz von Umweltschutz- oder, wie man inzwischen lieber sagte, Umweltgestaltungsmaßnahmen beitrage.

Florian hatte als externer Experte den Auftrag erhalten, für

die AFED eine Ausstellung zu kuratieren. Ein Stipendium für Künstler war dafür von der Agentur bereits ausgeschrieben worden, vier Wochen Arbeitsaufenthalt beim Center for Climate Justice, einer auf der idyllischen kleinen Ostseeinsel Meuus angesiedelten Einrichtung der AFED. Eine präzise inhaltliche Ausrichtung hatte die Ausschreibung nicht, was Florian für falsch hielt, die Freiheit der Kunst, so seine Erfahrung, wird oft mit Unbestimmtheit verwechselt, was letztlich zu inhaltlicher Beliebigerkeit führt und Kunst zu Dekoration reduziert, statt ihr kritisches Potential zu fördern. Für derartige Diskussionen war es nun zu spät, aus Sicht der Agentur – oder vielmehr aus Sicht von Suzanna Schnejder, die das Projekt seitens der Agentur betreute – gab es nur noch administrative Fragestellungen zu klären, zum Beispiel Ablauf und Sitzordnung der Jurysitzung. Und dafür stand ein Vorbereitungsgespräch an.

Florian hatte sich nicht mit Suzanna Schnejders Vorschlag für den Zeitplan beschäftigt. Der Zeitplan interessierte ihn nicht, ihn interessierten die Menschen, die sich für das Stipendium beworben hatten, oder, um genau zu sein: deren künstlerische Arbeiten. Er blätterte in den Aktenordnern, die er von der Agentur zugeschickt bekommen hatte, vollgestopft mit Motivationsschreiben, Arbeitsproben, Lebensläufen, Projektideen. 147 Bewerber für vier Stipendien. Stipendien waren für Künstler besonders am Anfang ihrer Karriere wichtig. Stipendien bedeuteten Geld und Reputation. Manchmal waren sie mit der Möglichkeit verbunden, etwas auszustellen, was in der Logik der Kunstwelt wieder zu mehr Reputation und in der Folge zu mehr Stipendien und mehr Ausstellungsmöglichkeiten führte. Folgenlos waren Stipendien nur für diejenigen, die keines bekamen.

Überall war es das Gleiche: Auf eine Person, die sich über

ein Stipendium, einen kleinen Kunstpreis freute, kamen über vierzig Menschen, die nur ein unpersönliches Absageschreiben erhielten. Das ganze System war auf Erfolg und Konkurrenz ausgerichtet. »Wir danken für Ihre Mühen ... unter der Vielzahl qualifizierter Bewerber ... wir bitten, von Nachfragen abzusehen ...« Scheißsystem, dachte Florian, es produziert mehr Enttäuschung, als dass es Sinn stiftet. Aber, auch das musste Florian im Laufe des Prozesses lernen, die Agentur hielt wettbewerbsbasierte Verfahren – so der Begriff – für transparent, folglich für demokratisch, und deshalb war es ihr wichtig, in alle Entscheidungsprozesse möglichst viel »Wettbewerb« einzubinden. Er überflog die Exposéés. Weckte etwas seine Aufmerksamkeit, schaute er es sich genauer an, ansonsten blätterte er weiter.

Die Agentur war kein Ort der Kunst. Auch wenn der Name »Agentur« zum Ausdruck bringen wollte, eine moderne Organisation zu sein, war die AFED letztlich eine traditionelle Behörde. Die Freiräume, die Kunst braucht, gab es dort nicht.

All das wäre für Florian Grund genug gewesen, die Finger von dem Ausstellungsprojekt zu lassen. Aber er fand es wichtig, gerade in diesem Kontext ein Konzept zu entwickeln, das »weh tat«, und damit zu vermeiden, dass – wie es bei politisch motivierter Kunstförderung leider häufig ist – die Ausstellung am Ende nur die institutionellen Interessen der initiiierenden Einrichtung widerspiegelte.

Natürlich hatte es für das Projekt eine offizielle Ausschreibung gegeben, mit einem transparenten Bewertungssystem – Konzept, Erfahrung und Kosten, für alles wurden Punkte vergeben, auf deren Basis dann die Vergabeentscheidung getroffen werden sollte. Dennoch hatte es hier und da ein informelles – und durchaus sympathisches – Gespräch mit Suzanna Schnejder gegeben, was bei ihm den Eindruck erweckt

hatte, dass die AFED oder zumindest die Leiterin des Kunstprojekts mit ihm zusammenarbeiten wollte. Zudem hatte sie ihm in den Vertragsverhandlungen alle künstlerische Freiheit zugesichert.

Im Rückblick war ihm aber völlig unverständlich, warum sie ihn als Kurator ausgesucht hatte, da sie im weiteren Verlauf seine Arbeit nicht unterstützt, sondern letztlich verhindert hatte. Vielleicht lag es daran, dass Institutionen nicht so leicht aus ihrer Haut können und, was Abweichungen von ihren Routinen anbelangt, unglaublich träge sind. Das merkte Florian aber erst, nachdem er den Vertrag unterschrieben hatte. Die hierarchischen Gepflogenheiten der Institution drohten die versprochene künstlerische Freiheit aufzulösen: hier noch eine unbedingt erforderliche »Freigabe« durch eine übergeordnete Stelle in der EU-Kommission, dort eine »Steuerungsrunde« mit externen Experten, die natürlich nicht von Florian, sondern von der Agentur ausgewählt werden sollten. Florian befand sich in einem fortwährenden Aushandlungsprozess zwischen der künstlerischen Freiheit, die ihm wichtig war, und dem Kontroll- oder zumindest Teilhabebedürfnis der Agentur. Was es bedeutete, dass Suzanna Schnejder in der Agentur nicht nur für Kunst, sondern auch für PR zuständig und dass das Kunstprogramm der Abteilung »Marketing und Öffentlichkeitsarbeit« zugeordnet war, hatte Florian zuvor nicht durchschaut.

Dass er eine Vorbesprechung zwei Wochen vor der Jurysitzung unnötig fand, hatte Florian Suzanna Schnejder in einem Telefonat ausführlich erläutert – leider ergebnis- und folgenlos. Suzanna Schnejder bestand darauf, zu besprechen, was auf der Jurysitzung zu erwarten sei; eine Art Absicherungsgespräch, das Florian schließlich aus Höflichkeit und (aller